

Manchmal hab ich die Sonne in mir

Obdachlose werden oft gegen ihren Willen in Nervenkliniken gesteckt, festgehalten und zwangsweise behandelt. In Berlin gibt es einen Zufluchtsort für sie – das Weglaufhaus.

VON HOLDE-BARBARA ULRICH

Eine Villa in Berlin-Frohnau. Es hat etwas Müdes, dieses Haus, etwas Abgehetztes, Gebrauchtes. Man denkt an flüchtige Ankünfte, erschöpftes Aufatmen, ungewolltes Abschiednehmen. Drinnen ist es lebendig.

Anton, Mitte Zwanzig, halb aufgerichtet auf der Couch, zieht gierig an einem Stummel. Wie gejagt stößt er Fetzen gequälter Sätze heraus: „... sie rammen dich wie ein Stück Holz in den Schlaf ... einfach ausgelöscht, wie eine Kerze ... ohne ihre Pillen wird dein Gehirn versanden ... du mußt dich tot stellen, aber pass auf, sonst begraben sie dich ...“ Er ist aus einer Nervenklinik gekommen, direkt hierher, ins Weglaufhaus.

Felix, 19, Gesicht eines jungen Dschingis Khan unter schwarzem Irokesenschnitt, presst mit beiden Händen Kopfhörer ans Ohr, singt „Yeh, yeh, yeh“ und wippt im Rhythmus der Techno-Beats ekstatisch in seinem Sessel. Tina (43) kommt aus der Stadt und packt ihren Einkaufsbeutel aus. In zischelndem Berlinisch fragt sie die Jungs, was sie zu Abend essen wollen. Vom oberen Geschoss schallt die Callas herunter und macht eine Verständigung endgültig zunichte.

Ludger (53) tritt ein. Der Mann mit dem gutmütigen Gesicht ist einer der zehn fest angestellten Mitarbeiter im Weglaufhaus Frohnau und hat heute Spätschicht. Unbeeindruckt von dem Tumult bittet er Tina, mit dem Abendbrot bis nach der Hausversammlung zu warten. Dann steigt er die Treppe hinauf, um die restlichen Bewohner zu diesem regelmäßig stattfindenden Austausch der Alltagslichkeiten herunter zu bitten.

Das Weglaufhaus ist eine Zufluchtsstätte für obdachlose Menschen, die wegen ungewohnten, befremdenden Verhaltens in einer Nervenklinik gelandet sind und dort, oft gegen ihren Willen, mit hochdosierten Medikamenten und Fesseln ruhig gehalten werden. Es bietet jedem Obdachlosen Zuflucht, der eine Alternative zur Psychiatrie und zu Psychopharmaka sucht. Es ist die einzige antipsychiatrische Einrichtung in Deutschland.

Genau vor zehn Jahren gründeten ein Dutzend ehemaliger Psychiatriepatienten und einige andere den „Verein zum Schutz vor psychiatrischer Gewalt“. Es bedurfte unermüdlicher Energie und Geduld, um alle Verwaltungs- und sonstigen Barrikaden wegzuräumen, die dem geplanten Weglaufhaus entgegenstanden. Dann kaufte ein Freund des Projekts, ziemlich neu noch, stiller Beobachter, für eine Million Mark die Villa und überließ sie dem Verein. Sein einziger Sohn hatte sich 1986 durch den Sprung aus dem Fenster einer Nervenklinik getötet. 1996 wurde das Haus eröffnet. Dass es nur Obdachlosen offen steht, hat mit Bürokratie zu tun: Für Obdachlose ist der Finanz- und Verwaltungsbereich „Soziales“ zuständig, und der unterlässt jegliche psychiatrische Betreuung der Schutz Suchenden.

Das Weglaufhaus ist keine therapeutische Einrichtung, eher ein Ort des Ausruhens, des Begleitens und des Zusammenlebens – auf Zeit, in gegenseitiger Abhängigkeit und mit Rücksichtnahme aufeinander. Die Mitarbeiter helfen, die Lebensdinge für eine selbstständige Existenz wieder halbwegs in Ordnung zu bringen. Meist geht es um Wohnung, Arbeit, Geld.

Niemand wird als Kranker gesehen, höchstens als Hilfsbedürftiger. Er gilt als verantwortlicher Mensch, mit Problemen sicherlich, aber in der Lage, selbst über sich zu bestimmen. Der einzige Zwang, dem er sich fügen muss, ist die Hausordnung: Toleranz, keine Gewalt, Mitarbeit im Haushalt, Verzicht auf Drogen und Alkohol und Verpflegungsabgabe von wöchentlich fünfzig Mark.

Die Hälfte der Mitarbeiter – Psychologen, Philosophen, Sozialpädagogen, Sozialarbeiter, Handwerker – hat selbst Erfahrung mit der Psychiatrie. Das ist eine der selbst gesetzten Bedingungen: genau wissen, wovon man redet. Alle arbeiten für das gleiche Gehalt, unabhängig von der Ausbildung. Um die ständigen Einsparungen des Senats aufzufangen, verzichtet jeder auf Urlaubsgeld und ein 13. Gehalt. Überstunden, Wochenend-, Nacht- und Feiertagsdienst sind die Regel. So etwas klaglos durchzuhalten bedarf eigener, unerträglicher Erfahrungen oder großer Barmherzigkeit. Felix okkupiert die Hausversammlung sofort für sich. Die anderen ken-

nen das schon. Wenn er sich nicht gerade Techno in die Ohren ballert, beansprucht er unerbittlich Aufmerksamkeit. Er will ein Einzelzimmer, weil Anton, mit dem er zusammen wohnt, ihm nie zuhört. Dass der mit sich und seinen Ängsten genug zu tun hat, lässt Felix nicht gelten. Anton, grüblerisch in sich gekehrt, scheint das nichts anzugehen. Tina, die Mütterliche, immer noch mit ihren Einkaufsbeuteln beschäftigt, zischelt beleidigt: „Wenn jeder frühstückt, wann er will, kümmerst du dich nicht mehr um frische Brötchen.“ Felix setzt seine Kopfhörer auf und schmettert in den Raum, als verkünde er eine Heilsbotschaft: „Ostbrötchen sind Ostbrötchen!“ Die anderen beschließen, ihm ein gerade unbewohntes Einzelzimmer zu überlassen.

Busfahrt nach Mecklenburg in das kleine Dorf Straßen. Ein Haus ist zu besichtigen. Der Pfarrer dort hat es dem Verein angeboten, renovierungsbedürftig, aber idyllisch an einem See gelegen. Ein zweites Weglaufhaus vielleicht. Die Sonne fällt durch staubige Scheiben. Auf dem langen Esstisch in der Küche wird der Proviantkorb ausgepackt: Eier, Brötchen, Wurst, Käse. Kaffee dampft in den Tassen. Eine ausgelassene, fröhliche Stimmung. Es könnte schön werden hier.

Felix aus Pankow, den Kopf ganz frei, breitet die Arme aus und segelt wie ein Vogel ans Ufer des Sees. „Mann, ist das 'ne bewegte Luft hier“, brüllt er gegen den Wind.

Eine richtige Familie hat er nie gehabt. „Dass meine Mutti mich lieb hat, hab ich nie gemerkt, obwohl ich ihr beim Fernsehen immer die Haare geflochten habe.“ Seine Mutter, eine Alkoholikerin, heiratete, als er fünf war. Kurz hintereinander kamen noch zwei Geschwister. „Ich und Mandy und Danny haben nur noch geweint, weil der Mann uns was angetan hat. Ich hasse ihn mehr als alle Teufel.“

Felix wehrte sich, er begann zu töten – sein geliebtes Meerschweinchen, den Papagei seiner Tante. Mit sieben kam er ins Heim. Er riss Türen heraus, zertrümmerte Schränke, zerschlug Telefone. Der Disziplin der Schule hielt er nicht stand, das Etikett „lernunfähig“ machte ihn zum Analphabeten. Ein Heim folgte dem anderen. Seiner Zerstörungswut wurde niemand Herr. Schließlich landete er in der Berliner Bonhoeffer-Nervenklinik, „Bonny's Ranch“ genannt. Nach drei Monaten Ruhigstellung kam er zu Pflegeeltern an die Nordsee.

„Eine Familie, Leute, die mit mir besser umgehen als meine Mutti! Etwas Heißes strömte in mich hinein.“ War es Glück? „Nein, was Glück ist, weiß ich noch. Das war, als ich mit Jessica spazieren ging. Wir verknoteten unsere Hände. Es war ein göttliches Gehen. Ich sah nur Jessica an und fiel trotzdem nicht hin.“ Dann ertrug er das Herumkommandieren seines Pflegevaters nicht mehr und schlug sich durch nach Berlin. „Ich wusste, dass ich weg muss; ich sehe hell mit meiner Seele.“

Er ließ sich von Männern aushalten, die ihn „mit Döner und Cola verwöhnten“. Später legte er sich in den Nächten vor eines der Heime, in dem er früher mal war, und hoffte, dass sie ihn fänden. Ganz gleich, was sie mit ihm machen würden, nur auf „Bonny's Ranch“ würde er nicht mehr gehen. „Dagegen habe ich so einen Hass. Meine Wut kann hundert Tonnen heben. Dann hab ich die Sonne in mir, und die kann sogar die Engel zerschmelzen.“ Sie fanden ihn wirklich. Aufnehmen wollten sie ihn nicht wieder. Aber sie hatten vom Weglaufhaus gehört und erzählten es ihm.

Am liebsten würde er immer hier bleiben. Sie sind seine Familie geworden, die Leute hier. Hier braucht er weder Pillen noch Anordnungen. „Das ist vorbei“, sagt Felix, „die Vergangenheit war nichts als die Hölle, die ich nicht mehr sehen, hören, schlucken, fühlen möchte.“

Thilo, 39, mit weicher verletzlicher Stimme, ist von Anfang an Mitarbeiter im Haus. „Wir können die Psychiatrie nicht ersetzen. Wir wollen nur denen helfen, die ohne Medikamente auskommen können und wollen. Denn im Grunde sind die Nervenkliniken nicht für die da, die drin sind, sondern für die, die draußen sind. Die die Problematiken nicht länger ertragen können.“ Zu oft werde Missbrauch mit der Psychiatrie betrieben: „Hyperaktive Kinder, lästige Alte, störende Asoziale – die, die keine Lobby haben, werden auf diese Weise entsorgt.“

Bernd-Michael Becker, Chefarzt der 1. Abteilung für Allgemeinpsychiatrie in der Bonhoeffer-Klinik, sieht es ein wenig anders. Gegen das Weglaufhaus hat er keine größeren Einwände: „Für den einen oder anderen ist es sicher die richtige Einrichtung“, sagt er. „Andere allerdings benötigen eine psychiatrische Behandlung. Den Verzicht auf ärztlich verordnete Medikamente halte ich in solchen Fällen für verantwortungslos, zumal es sich um schwerwiegende psychotische Erkrankungen handelt.“ Er habe erlebt, dass Patienten seiner Abteilung nach einem Medikamentenentzug im Weglaufhaus in völlig gestörtem Zustand zurück in die Klinik kamen und die Behandlung von null beginnen musste.

Die Mitarbeiter des Weglaufhauses geben zu, dass einige ihrer Bewohner nicht anders zu bändigen sind als mit den Mitteln der Psychiatrie. Und denen würde auch der Weg in psychiatrische Einrichtungen gewiesen. Das aber seien Ausnahmen. Insgesamt mache die Psychiatrie den Eindruck, als versuche ein Uhrmacher ein defektes Uhrwerk mit ein paar Hammerschlägen in Gang zu bringen. Die Zeiger fallen ab, das Glas zerspringt, aber es tickt.

Mit welchem Recht, so fragen sich Betroffene im Weglaufhaus, werden Behandlungen vorgenommen, die schwerer zu ertragen sind als die verrückten Zustände selbst?

Rund 150 Bewohner hat das Haus bisher beherbergt. Die meisten von ihnen sind absonderlich, heimatlos, gewalttätig geworden, weil sie zeitlebens oder in wichtigen Lebensabschnitten das Dringlichste entbehrten: Liebe, Zuwendung, Geborgenheit. Weder Pillen noch Zwangsjacke konnten diesen Mangel beheben. Ihnen half die familiäre Wohnlichkeit des Weglaufhauses, die ständige Gesprächsbereitschaft der Mitarbeiter, ihre Begleitung zu Ämtern und Behörden – das Gefühl, wenigstens für diese Menschen wichtig zu sein.

Tina, die Mütterliche, aus Altlandsberg bei Berlin. Von ihren Eltern verwöhnt, bis sie zwölf war. Dann verunglückte der ältere Bruder tödlich. Die Eltern verhärteten, stellten hohe Anforderungen. Tina versagte – in der Schule, bei der Ausbildung, im Zusammenleben. Entweder war sie zu still oder viel zu laut. Entnernte Nachbarn, Bekannte, Kollegen sorgten immer wieder dafür, dass sie in Nervenkliniken verschwand.

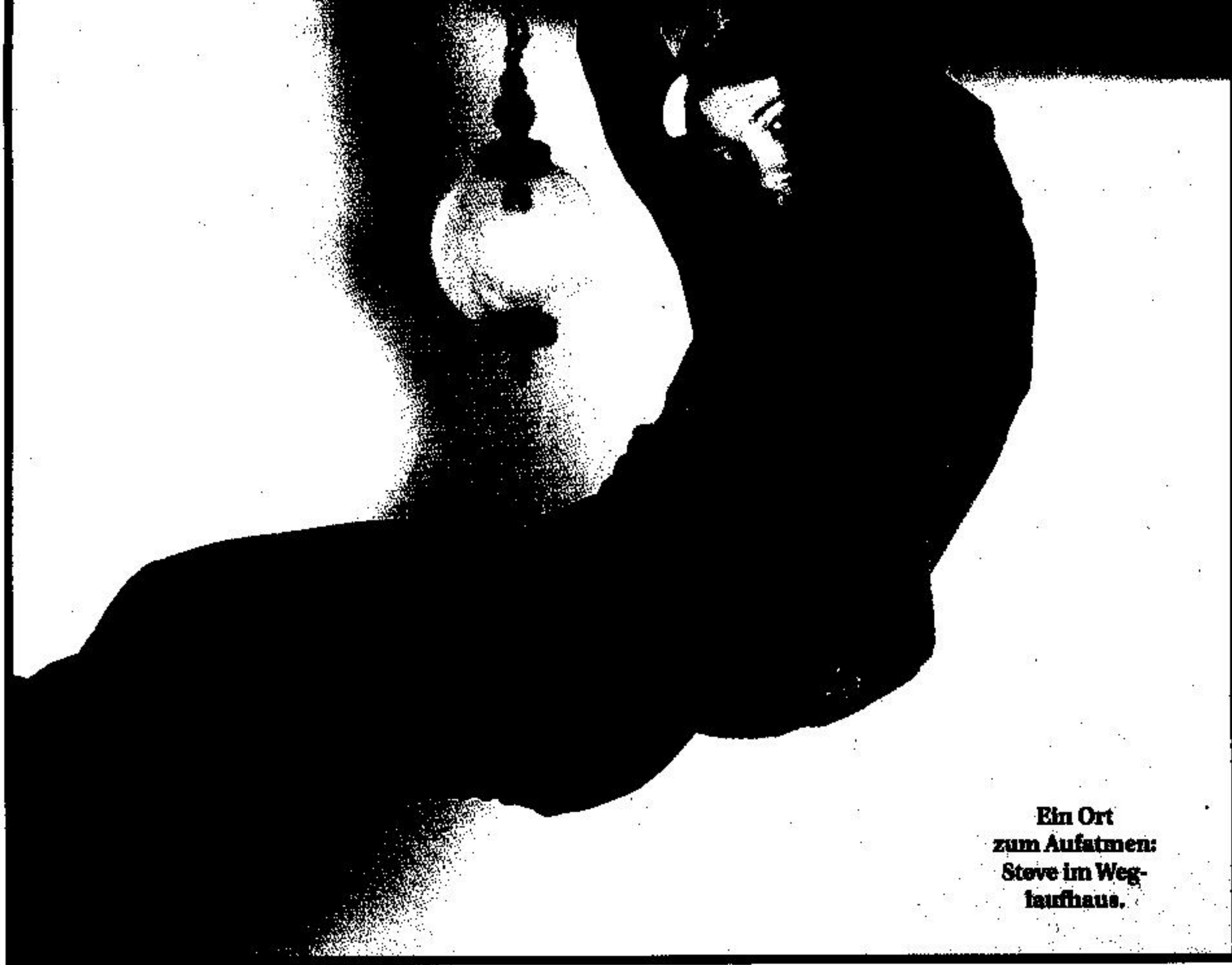
Als ihr die drei Söhne weggenommen wurden (15, 12, 7), an denen sie hängt wie an einem Lebenstropf, verlor Tina vollends die Orientierung. Alles kam ihr abhanden – ihr Geld, ihre Wohnung, ihr Verstand. Das Weglaufhaus, von dem sie zufällig hörte, wurde zur Rettung. Hier kommt sie allmählich zu sich. „Sie haben mir gezeigt, wie ich alles wieder in die Reihe kriege. Wenn nur Tony, Tommy und Timmy bei mir wären“, sagt sie und streichelt Timmys riesigen, blaupluschigen Teddybären, der immer bei ihr ist.

Natascha, 33, aus Düsseldorf hat das Weglaufhaus nach wenigen Tagen wieder verlassen. „Mich können sie hier nicht retten, aber sie haben mir eine kleine Zeit Überleben geschenkt.“ Ihre ganze Kindheit lang hatte Natascha die Sehnsucht, von ihrem Vater geliebt zu werden. Für den Chefarzt mit Familie war sie das bedauerliche Ergebnis eines Seitensprungs. Er verweigerte jegliche Nähe zu ihr. Die Mutter, Schauspielerin, flüchtete in Drogen und Alkohol. Liebevoller Zuneigung zu ihrer Tochter wechselte mit Ablehnung und Schuldzuweisungen.

Mit 17 war die Kraft des Mädchens erschöpft. Ein gewalttätiger, zerstörerischer Teil ihrer selbst kam zum Vorschein und führt seither ein gefährliches Eigenleben. Er behauptet sich stets so lange, bis er in Nervenkliniken mit chemischen Keulen gebändigt wird. Es scheint so, als habe Chefarzt Becker in Nataschas Fall Recht.

Natascha sagt: „Ich weiß nicht, was schlimmer ist, die Krämpfe und Kreislaufzusammenbrüche auf der „Geschlossenen“, die Phasen furchtbarer Depressionen, wenn ich wieder bei mir bin oder die Flucht in die andere Person, die alles um sich herum zerschlägt. Auch mich wird sie töten.“

Ein Ort zum Aufatmen: Steve im Weglaufhaus.



CHRISTINE FENZL

Der einzige Zwang ist die Hausordnung: Toleranz, keine Gewalt, Mitarbeit im Haushalt, Verzicht auf Drogen und Alkohol.